Moeller, Kathrin (2021): Säuglingssterblichkeit, Epidemie und demografische Geschlechtergeschichte. In: Mettele, Gisela/Prell, Martin/Marzell, Pia (Hg.), Digital Humanities and Gender History.

Säuglingssterblichkeit, Epidemie und demografische Geschlechtergeschichte

Katrin Moeller

(FOLIE 2) Meine Forschungsthematik sind vor allem Lebensverläufe und Erwerbsbiografien, die man heute hauptsächlich klassisch hermeneutisch erschließt. Als Beispiel dafür verweise ich hier nur auf die Gründerin einer ersten Ausdruckstanzschule 1915 in Deutschland - Hedwig Nottebohm, die wie viele Frauenschicksale bis vor Kurzem völlig unbekannt waren oder auch noch sind und erst über solche Forschungen nun zusammengetragen werden und weibliche Erwerbsbiografien in der Geschichte sichtbar machen. Heute möchte ich aber im Gegenteil zu diesen klassischen Ansätzen diskutieren, was Digital Humanities an Beiträgen in einer eher auf biografisch-lebenslaufspezifischen Massendaten beruhenden Gender Studies leisten kann. Ich möchte dies ganz kurz an meinem Gesamtvorhaben demonstrieren, um mich dann für eine beispielhafte Analyse mit der Frage von Sterblichkeit und Altersentwicklung zu beschäftigen.

(FOLIE 3) Anhand einer Vielzahl von ganz unterschiedlichen Quellen wie Kirchenbücher, Adressverzeichnisse, Steuerlisten etc. versuche ich Erwerbsbiografien und Lebensverläufe von Frauen und Männern in Halle (Saale) zwischen 1670 und 1820 zu analysieren. Gerade in Hinblick auf Gender Studies gibt es hier natürlich sehr interessante Bezüge, was die soziale Mobilität von sozialen Schichten und die Erwerbsarbeit von Frauen betrifft. Vor allem die Verknüpfung zwischen biografischen Lebensereignissen und Berufsverläufen interessieren mich in diesem Zusammenhang. Etwa auch Aspekte der Beruflichkeit von Frauen bzw. die Bindung von Frauen an den Ausgangsberuf ihrer Familie. Da Mädchen eine Berufsausbildung erhielten, waren sie viel enger an einen spezifischen Beruf gebunden als die Jungen, wie jedenfalls eine Analyse von Eheschließungen in Halle nahelegt. Insgesamt geht es auch um das Entstehen und Vergehen von Berufen oder Branchen, damit natürlich auch um das Entstehen von weiblichen Berufen und Karrieren. Ganz nebenbei bringen die vielen Massendaten dann auch noch die Lebensverläufe der Frauen hervor, die den Biografen der letzten Jahrhunderte leider häufig nicht berichtenswert erschienen und die heute mit der Erschließung von Massendaten aus einer Vielzahl historischer Quellen bessere Konturen gewinnen.

(FOLIE 4 + 5) Aber ist diese Art der Forschung tatsächlich Digital Humanities oder wiederholen wir einfach nur das, was die Sozialforschung in den 1970iger und 80iger Jahren mit sehr viel schlechterer Technik schon gemacht hat? Dazu möchte ich kurz ein Beispiel zeigen: Im Bild sehen sie hier eine einzige Biografie: Die von Susanna Philippina Rahn, die 1742 als Tochter des Weinhändlers Johann Conrad Rahn und seiner Ehefrau Susanna Barbara Wittmann in Halle geboren wurde. Mit knapp 20 Jahren heiratet sie den fast 60jährigen sozial offenbar attraktiven Kriegsrat und Ratsmeister und kinderlosen Witwer Christian Wilhelm Herold, der erwartungsgemäß bald stirbt. Nun wird sie zur begehrten Witwe, denn die berufliche Stellung des Mannes kann schließlich ein Jahr später der etwa gleichaltrige Magistratsyndikus nach der Heirat quasi übernehmen. Es sind vor allem die vielen Patenschaften der Frau bzw. der ganzen Familie, die uns ihr familiäres Netzwerk erschließen. Susanna Philippina starb schließlich mit 61 Jahren (1804), ein Jahr später auch ihr zweiter Ehemann. Über 64 Einzeleinträge lassen sich über Record Linkage-Verfahren den drei Haushaltsvorständen (also erst dem Vater und dann den Ehemännern) zuordnen. Record Linkage-Verfahren sind Algorithmen, welche die zahlreichen Schreibvarianten von Namen normieren und so überhaupt ermöglichen, Personen zu identifizieren. Ich habe eine angepasste Variante der Kölner Phonetik benutzt und auf diesem Weg etwa 20.000 Berufsbiografien in Halle ermittelt, die mindestens über fünf Einzeleinträge verfügen. Das Positive: Hier werden nicht nur die gehobeneren sozialen Schichten, sondern fast alle städtischen Einwohner erfasst. Allerdings gelingt dies eher für die Menschen, die Familien gründeten und langfristiger in Halle wohnten. Dennoch erhalten wir über solche Methoden eine Vielzahl von Einzelinformationen, die zudem über Techniken des Semantic

Web auch digital miteinander verbunden werden können. Solche Projekte sind tatsächlich ein großer Mehrwert gegenüber früheren Ansätzen, weil sie uns auch in der Multiperspektivität der Quellen deutlich voranbringen, auch wenn dies noch ein weiter Weg ist.

(FOLIE 6) Neben dieser Schwierigkeit war es vor allem das Problem einer adäquaten beruflichen Analyse, die mein Projekt ganz grundsätzlich verhindert hat. Man kann zwar die Berufsdaten von einem Steuerregister ganz gut selbst kodieren und sich ein System dafür entwickeln, wie dies häufig gemacht wurde. Dies aber für 500.000 Einzeleinträge zu machen, wird schnell unüberschaubar und vor allem wenig nachhaltig. Schaut man in die modernen Sozial- und Wirtschaftswissenschaften, so gibt es hier internationale Standards, die vergleichbare, transparente und nachvollziehbare Klassifikationsmodelle verwenden. Für die historische Forschung stand so etwas nur in Ansätzen zur Verfügung und mit der HISCO lediglich ein englischsprachiges System. Daher habe ich begonnen, historische Berufsbezeichnungen zu sammeln und nach der Methode der Klassifikation der Berufe 2010 mit einer Dokumentation und Zuordnung aller Schreibvarianten und Abkürzungen in das erweiterte System der „Ontologie der historischen, deutschsprachigen Amts- und Berufsbezeichnungen" zu bringen, die mittlerweile ca. 40.000 Berufsnamen von etwa 300.000 Schreibvarianten umfasst und gerne nachgenutzt werden kann. Diese Daten können mithilfe von ausführbaren Programmen in Statistikpaketen oder auch mit dem bereits vorgestellten Tool der Standford-Universität zur Eigennamenerkennung Verwendung finden.

(FOLIE 7) Welche alten und neuen Aufschlüsse erlauben nun diese Daten hinsichtlich der Auswertung von Pandemien oder Sterblichkeitskrisen in Hinblick auf soziale Kategorien wie dem Geschlecht oder Alter. Erst einmal zeigt der langfristige zeitliche Vergleich von den ersten Kirchenbüchern Ende des 16. Jahrhunderts bis heute, welche immer wiederkehrenden Bedeutung Sterblichkeitskrisen in der Geschichte der Menschen spielen. Während die erste Grafik (Folie 7), die durch die absolute Anzahl deutlich verzerrt ist, eher den Eindruck einer stark wachsenden Bevölkerung vermittelt und damit das tatsächliche Ausmaß von Krisen wiedergibt (im zweiten Weltkrieg starben eben absolut gesehen die meisten Menschen), zeigt die prozentuale Abweichung von der jeweiligen „normalen" Sterblichkeit (FOLIE 8) ein deutlich höheres Gefährdungspotential besonders bis zum Ende des 30jährigen Krieges. In der letzten Pestwelle in Deutschland in den 1680iger Jahren und dann vor allem von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts nehmen sich in Halle (Saale) selbst dagegen klein aus, unsere heutige Epidemie wäre kaum sichtbar. Dies sind bekannte Tatsachen, sehr viel umstrittener ist die Debatte darüber, wie die Gesellschaften der frühen Neuzeit mit diesen Krisen umgingen: Gab es eher solidarische oder eher unsolidarische Strukturen in den verschieden geschichteten und auf Haushaltsnetzwerken aufbauenden Gesellschaft? Die hermeneutischen Deutungen hierzu fallen sehr unterschiedlich aus und es wird nicht immer klar, an welchen Indikatoren sich die Argumentation dabei ausrichten. Wie emotional waren soziale Beziehungen und wie nachhaltig oder verlässlich waren sie in der Krise? (FOLIE 9) In meinem asynchronen Beitrag zur Datenanalyse konnte ich Ihnen zeigen, dass es keine nachweisbare systematische demografische Diskriminierung von Frauen gegenüber Männern gab. So lag das durchschnittliche Lebensalter von Frauen mit ca. 3,5 Jahren über dem der Männer, was auch heutige Verhältnisse wiederspiegelt.

Ebenso lassen sich vordergründig keine Indizien finden, die für eine höhere Quote der Kindersterblichkeit von Mädchen sprechen lassen. Ganz im Gegenteil lag die Säuglingssterblichkeit der Jungen wie auch heute etwas über der der Mädchen. Insgesamt war die Säuglingssterblichkeit in Halle extrem hoch, was sich vermutlich u.a. auch mit der Existenz der Garnison bzw. dem sozialökonomischen Charakter der Stadt erklären lässt – bis heute ist Halle eher eine Stadt der Arbeiter denn eine des gehobenen Bürgertums. Schaut man sich die Entwicklung der Säuglingssterblichkeit in Halle an, so folgt diese dem allgemeinen Trend in Deutschland, die eine

erhebliche Zunahme im Verlauf des 18. Jahrhunderts kennt: In den Debatten über die Aufklärungszeit spielen solche Themen häufig nur unverzahnt eine Rolle, obwohl sie zeigen, warum eine revolutionäre Stimmung in der Gesellschaft entstand.

Sieht man allerdings genauer hin, lassen sich durchaus Veränderungen in den Sterblichkeitsmustern oder Überlebensformen ausmachen. Dies zeigt sich etwa, vergleicht man die letzte Pestwelle 1682, die Hungerkrise 1770/1772 und die Zeit der Völkerschlacht und Typhusepidemie 1813. Im Vergleich der Sterblichkeit von Jungen und Mädchen zeigt sich immer wieder, dass sich die Sterblichkeitsmuster unter Infektionsrisiko wie 1682 bei der Pest, 1752 mit den Pocken und ebenfalls 1799 deutlicher angleichen. Allgemein gibt es besonders in der Zeit nach der Hungerkrise 1772 bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein nicht mehr den typischen Abstand in der Säuglingssterblichkeit von Jungen und Mädchen, sondern immer wieder überragt die Sterblichkeit der Mädchen sogar die der Jungen. Hier lässt sich in den Krisenzeiten wohl doch von einer leichten Verschärfungen der geschlechtsspezifischen Säuglingssterblichkeit sprechen, die aber die Kinder insgesamt massiv trafen. Vernachlässigte man also die Kinder in dieser Zeit, besonders die Mädchen? (FOLIE 10 + 11) Ein Vergleich über die absolute geschlechtsspezifische Sterblichkeit zwischen den verschiedenen Altersgruppen zeigt hier jedoch etwas anderes. Gerade während der Hungerkrise 1772 starben nicht besonders viele Jungen, Mädchen oder Jugendliche, sondern besonders wenig. Stattdessen nahm der Anteil der über 50jährigen erheblich zu, die in dieser Krise starben. Die Alten hungerten also eher für die Jungen, für mich ein Zeichen bestehender innerfamiliärer Verteilungsmechanismen knapper Güter zugunsten der jungen Menschen, besonders des männlichen Nachwuchses. In der Pestepidemie 1682 waren die Verhältnisse ganz andere. Hier zeigt sich ein Hochschnellen der Sterblichkeitskurven gerade unter den Frauen im Alter zwischen 10 und 50 Jahren, was sich für die Männer der gleichen Altersgruppen so nicht zeigen lässt. Diese Differenz gibt es in den anderen Altersgruppen nicht. Hier kann wohl darauf geschlussfolgert werden, dass Frauen sich in der Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung und damit auch der eigentlichen auf Haushalt und Familie fußenden Netzwerke strukturell im Nachteil befanden und es ihnen offenbar nicht so gut wie den Männern gelang, das Leben in der Pandemie zu schützen. Aber vermutlich waren gerade sie es, die die Verantwortung in Gesundheitserhaltung und Körperpflege trugen. Ähnlich wie bei Pastorenhaushalten lässt sich der direktere Kontakt mit den Erkrankten für die höhere Sterblichkeit ausmachen. Auch in der heutigen Pandemie ist eine Übersterblichkeit von Krankenhaus- und Pflegepersonal zu beobachten. Genau diese Menschen treten uns in der Frühen Neuzeit mit den Ehefrauen und anderen Personengruppen entgegen. Insgesamt war die letzte Pestwelle für Halle eine große Katastrophe, so stieg nicht nur die Säuglingssterblichkeit insgesamt deutlich an, sondern das erreichte Lebensalter fiel um mehrere Lebensjahre. In dieser Grafik zur Entwicklung des durchschnittlich erreichten Lebensalters von Frauen und Männern wird einmal mehr sichtbar, dass in der Pandemie und Kriegskrise vor allem die Frauen betroffen waren. Erst ganz am Ende der hier beobachteten Zeit stieg das erreichte Lebensalter wieder an, was vor allem durch die sinkende Säuglings- und Kindersterblichkeit erreicht wurde.

1813 dagegen starben vor allem die Erwachsenen über 30 Jahre und die Alten, die offenbar mit den ca. 20.000 Verwundeten der Völkerschlacht in Halle (Saale) direkter in Berührung kamen. Auffällig kletterte auch hier die Zahl der verstorbenen Frauen in die Höhe. Die Erzählungen von den patriotischen Hilfsnetzwerken sind bekannt, sie wurden aber ganz offensichtlich weniger von den jüngeren Menschen und Ledigen getragen bzw. diese kamen nicht so unmittelbar mit der Typhuswelle in Kontakt, weil ihre Familien sie vermutlich davon fernhielten.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass wir über langzeitbasierte Analysen von Diskursen, Sozialkategorien oder anderen Themen durchaus zur Kontextualisierung von Wissen kommen können, weil sie einen Vergleich eröffnen. Digital Humanities erlaubt uns eine Modellierung dynamischer Lebensverläufe

und sozialer Prozesse, dies ist auch ein wesentlicher Unterschied zu früheren Herangehensweisen , die eher statische Prozesse im Querschnitt analysierten. Gleichzeitig zeigen uns solche Studien vielleicht auch noch genauer, wo wir vertiefte qualitative Studien ansetzen müssen. Insgesamt erweist sich die historische Struktur der Gesellschaft gerade in der Langzeitperspektive auch als so völlig anders, als wir dies seit der Mitte des 20. Jahrhundert gewöhnt sind. Dies betrifft nicht nur die Erwartbarkeit des Lebens, sondern eben auch die Ausgestaltung von Pandemien. Heute sind wir nicht nur völlig überrascht, das uns eine Pandemie im gewohnten Alltag völlig aushebeln kann. Wir diskutieren gleichzeitig über den Schutz der Alten und über Generationsgerechtigkeit während der Corona-Pandemie. Dabei verschiebt sich momentan eine Diskussion, die in der Öffentlichkeit ja immer wieder das Thema der Gerechtigkeit aufgreift. Während zwischen Frauen und Männer Gerechtigkeitsdiskurse entwickelt oder gesellschaftlich sichtbar gemacht werden, gilt dies nicht im gleichen Maße für Jung und Alt. Das sich dabei die Alten im Kontext der Kritik oder nun in der Pandemie im Mittelpunkt des Schutzes befinden, ist ziemlich einzigartig in der Geschichte. Alle früheren Epidemien rankten sich sehr viel prominenter um den Schutz der jungen Menschen : Denn bis 1900 starben nicht vornehmlich die Alten, sondern die Kinder.